

Ne händelungen um Schenken ihres Eigentums hat —, und wie sie sich jeder Abänderung der Käufer als bedenklich rühmten. Man muß es gesehen haben, wie auch ein solch wehrloses Gefangenem mit der Faust ins Gesicht schlug. Wenn man dazu noch den Charakter dieses Mannes gelehrt hat, dann weiß und erkennt man die Gefahr, in der sich Deutschland und das deutsche Volk befanden.

Der englische Adel verkauft seine Kunstschätze.

In der englischen Gesellschaft hat sich wie in der auf dem Kontinent eine durchgreifende Verlesung der Vermögensverhältnisse vollzogen. Während Kriegsgewinnler und Schieber aus dem Kriege als vielfache Millionenreue hervorgegangen sind, hat der altenglische Adel große Mühe, seine bisherige Lebenshaltung nurmehr zu erhalten, und er sieht sich deshalb mehr und mehr gezwungen, zur Bestreitung des Lebensunterhalts die Kunstschätze, die seit Jahrhunderten seine Schätze beherbergen, auf den Markt zu bringen. Ein Blick auf die Versteigerungskataloge der Londoner Kunsthändler erbringt dafür unzweifelhaft Beweise. Der Monat März insbesondere hat an dieser Richtung hin wahre Rekordverkäufe gesehen. In der letzten Märzwoche allein gelangten von Dvys berühmtes Gemälde Karls I. und der unglücklichen Gemahlin Maria zum Verkauf; daneben kamen mittelgroße Gemälde von Titian, Veronese, Rembrandt und verschiedene Meisterwerke von Ruskin, Rubens und Klopfermann, sowie mehrere Silber- und eine einzig dastehende Sammlung von Sportskizzen und orientalischen Kunstgegenständen aus adligem Besitz zur Auktion. Die Londoner Presse gibt anlässlich dieser Abwanderung von Kunstschätzen aus englischen Adelskreisen in die Auktionshallen der Kunsthändler der Weltstadt Ausdruck, daß die Schätze Englands verloren gehen könnten, und sie bemerkt mit bitterem Spott, daß sie vermutlich bestimmt sind, die Paläste amerikanischer Schwelmer und Eisenbahnkönige zu schmücken, die sich es etwas leisten wollen, ihre Bildung und ihre ebenbürtige Kultur zu erneuern. Diese Behauptungen sind keineswegs unbegründet. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Kunstschätze im Bande bleiben, und daß nur eine Verlesung des Besitzes stattfindet, der doch nur aus den schwachgeordneten Händen des alten Adels in die stark gewordenen Hände der jüngeren englischen Adelskreise übertrifft. Unter den Verkäufern sind die Hauptrollen englischen Adelskreisen vertreten. So veräußerten die Lords Braze und Craunworth den größten Teil ihrer Gemäldesammlungen. Das tat einige Tage später auch der Marquis of Sandon. Der Earl of Leicester stellte gleichzeitig seine berühmte Sammlung italienischer Renaissance-Möbel, in der sich auch eine Bronzeplatte von Benvenuto Cellini befand, zur Auktion. Ein Zimmer aus der Zeit Ludwigs I. mit von David Teniers gemalten Paneelen, altenglisches Porzellan, Silbergeschmuck aus der Zeit Karls II. und ein prächtiges Glasfenster mit den Bildern Heinrichs VII. und der Königin Elisabeth wurden ferner im Auftrag von Lord Braze versteigert. Das schönste Stück aus der Brazenes Sammlung war aber die Terracotta-Figur eines Schäfers von Dantello, dem Schöpfer der berühmten, jetzt im Berliner Museum befindlichen Madonna mit dem Kinde, eine Figur, die unter dem Namen der „Herc des unartigen Kindes“ bekannt ist. Unter den Bildern, die in diesen Tagen zum öffentlichen Verkauf gekommen sind, seien endlich noch als besondere Kostbarkeiten von Dvys Bildnis der Maria von Medici und ein aus der Sammlung Nathaniel Home stammendes Bild von Taddeo Puccini genannt, das eine Szene aus der Kinderzeit des Malers darstellt.

Literatur.

Wanderer in Frankreich. Von Sandro. Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart und Berlin 1920. Der Verfasser ist als blutjunger Unteroffizier, noch nicht achtzehnjährig, im Jahre 1916 in französische Gefangenschaft geraten. Er hat während der Zeit seiner Gefangenschaft sechs Buchstaben unternommen; der letzte hat ihn 1919 in die Heimat zurückgeführt. Die französische Kriegsgefangenschaft ist keinem in ruhigen Bahnen verlaufen. Die Ereignisse jedes Einzelnen sind einfach, groß, unglücklich. Sandro, ein junges Gemüt, empfindet sie besonders hart, grausam und schmerzhaft. Wie viele seiner Kameraden — und gerade die besten — hat er einen Augenblick nach dem

anderen unternommen. Daß er die jahne Wade vertritt, ohne Hebertreibung ruhig und sachlich zu schildern, daß er es versteht, das Wesentliche hervorzuheben und das minder Bedeutsame nur zu streifen, macht ihn zum würdigen Dolmetscher zwischen denen, die das Unglück erleben, und den Vielen, die es erfahren müssen, nicht etwa am Entsetzen zu teilen, sondern um sich zu beklagen. Sandro's „Wanderer“ in Frankreich sind ein Abenteuerbuch, das den Leser zittern macht vor Grauen und Mitleid, das aber Liebe und Gerechtigkeit in reichem Maße ankündigt und in seiner Form künstlerisch, edel wirkt. M. H.

Der Briefwechsel Spinozas, 2. Teil. Ein Menschenbild. Vom Verfasser „Spinosa Redivivus“ und Augustinus Redivivus“. (Der Philosophische Weltbibliothek vierter Band, 2. Teil.) Weltphilosophischer Verlag, Halle a. d. S.

Die Vaherreihe des rühmlichen Weltphilosophischen Verlages wird durch die soeben erfolgte Herausgabe des 2. Teiles vom Briefwechsel Spinozas fortgesetzt. Die Absichten des immer noch ungenannten Verfassers sind nimmermehr unverständlich. Er will nämlich den Inhalt und den Stoff seiner Bücher ohne alles einseitige Bemerkeln von Namen und, durch sich selbst wieder, durch den gemalten Fortschreitenden Fortgang das geistige Fortkommen der Schrift, das Denken durchzuführen und neu erklären. In seinen Gedanken, erlangen wendet er sich diesmal an Hand der vorliegenden Briefe nicht nur dem Material, der freigestellter, seiner Einzelgestalten wie Ernst Haackel um, zu, sondern er geht praktisch auf nationale Lebensfragen, wie die Frage der Trennung von Staat und Kirche, sowie auf den Aufbruch des so erwartungsvoll begonnenen Volkshochschulwesens ein und macht eingehende Vorschläge, die sehr der Beachtung wert sind und das Buch hochaktuell machen. Ja, der Verfasser geht noch weiter: er fordert die „Wissenschaft“ geradezu zur Stellungnahme heraus!

Will Vester: „Mutter und Kind.“ Aus dem Tagebuch einer Mutter. Gedichte. München 1920. C. H. Beck'sche Verlagsgesellschaft, Ostarr. B. d.

Will Vester bringt einen neuen Gedichtband: „Mutter und Kind.“ Vor einigen Jahren schenkte er uns die dufthigen Blüten der „Briefe zweier Leben.“ die in allen sein empfindenden Segen warmen Überhalls gefunden haben. Der soeben erscheinende Band kann als Fortsetzung der „Briefe zweier Leben“ betrachtet werden. Der Ruf des Vaterlandes ruft die Lebenden auseinander. Sie reist in schweren Schritten und Entschlossenheit zu innerer Größe heran. In ihrem Kind erblickt sie das Beste, was Menschenherzen beschreiben ist: alle Geheimnisse, alle Mysterien des Erdenlebens offen sich in ihm. Will wundertbarer Innigkeit und Zartheit malt Vester dies Mutterglück. Sein großes, reich empfindendes lyrisches Talent offenbart sich hier in ganzer Tiefe und Fülle.

Anfangsgründe der Philosophie. Von Dr. Franz Rodemann. 2. Heft der Veröffentlichungen der Dresdener Volkshochschule, herausgegeben von Dr. Karl Reuschel. Verlag C. Heinrich, Dresden-N. 6.

Wörterbuch der Germanen oder Der Aesthasen Not. Ein Song aus deutscher Feldenszeit. Von Emil Sprenger. Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, Zeitz.

Die Erbschreckung eines Ehepaars. Von Prof. Dr. A. Mecke. Mit einem Titelbild: Ringende Kopernikus auf dem Mond, und 24 Abbildungen im Text. Franck'sche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Meeresreisende: Der Harg. Drei bündig angelegte Aufträge. Mit 17 Karten, 9 Plänen, 1 Grundriß und 1 Rundbild vom Broden. Gebunden 12 Mark einschließlich Feuerungsgebühr. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Der Verfasser des Harges will ein Reisebuch mit sich führen, das ihm in knapper und übersichtlicher Form alle Sehenswürdigkeiten und Schönheiten des Gebirges vor Augen führt, ohne ihn durch die Beschreibung weniger bekannter und abseits gelegener Punkte vom eigentlichen Reiseziel abzuhalten. Auf diese Aufgabe von Weners „Harg“ dürfte daher wohl in Bezug auf Vollkommenheit und Ausstattung unter den deutschen Reisebüchern an erster Stelle stehen.

Das politische Schrifttum im deutschen auswärtigen Dienst. Ein Leitaden zum Verständnis diplomatischer Dokumente. Von Dr. Hermann Weyer. Tübingen, J. M. B. Mohr (Paul Siebeck), 1920.

Zu beziehen durch die **Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., Dr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 62

Mittwoch, den 21. April

1920

Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobeltitz.

12. Fortsetzung.

Stadtmutter verheiratet.

Ell hat sich geirrt, die Hände in den Schoß gelegt und sah ihn trübem Blick an. „Warum so häufig bitter, Hammi?“ fragte sie. „Verd'ne ich es, weil ich wahr blieb?“ Es ruckte durch seinen kranken Körper. Er blieb mitten im Gemach stehen, mit geungelertem Stirn, den Schürhaken zwischen die Zähne gezogen, und schaute zu Boden. „Bitter“, murmelte er, „war ich es. — O du verdammtes Herz! ...“ „Aber dann fürzte er zu Ell und warf sich vor ihr nieder. „Verzeihe mir.“ „Könnte er; „ich will geirrt sein! Will auch zu vergehen sehen. Will alles tun, was du wünschst.“ „Ach, Ell, wie lieb habe ich dich!“ Er bedeckte ihre Hände mit Küßen, sprang auf und küßte davon.

Beim gemeinsamen zweiten Frühstück war er wieder völlig Herr über sich selbst. Auch Wofrad sah sich wohl und kam in den Tagen darauf mit seinem Wort auf die Aussprache gekommen zurück. Ell hatte für das längere Bekommen sein gefährlich. Aber sie dachte sich. Es schien ein stilles Abkommen zwischen Vater und Sohn zu walten: das Heiratprojekt wurde nicht mehr erwähnt. Hans-Jasper war ein wenig früher als gewöhnlich, sonst aber ganz der Alte. Ell fuhr mit ihm in den Wald, ritt unter Schaberss Leitung mit ihm in der Manege, besetzte ihn auch einmal auf den Anstand und spazierte an seiner Seite durch die schneegekauften Wege des Parks. Und beide plauderten miteinander so lustig und unbeanagt, als sie nichts zwischen ihnen vorgefallen, was ihre Herzen in allen Tiefen ausgerüttelt hatte.

Wohl wunderte sich Ell zuweilen über die Kraft der Beherrschung, die Hans-Jasper zeigte. Er war zweifellos eine leidenschaftliche, stark empfindende Natur. Aber er hatte in der Schule der großen Welt das Spiel erlernt, die Geühle zu meistern. Das war ein Vorzug der geistlichen Erziehung, der auch die Romdiele abtete: ein Bann an sich selbst, das durch die Selbstbegrenzung zu einer inneren Befreiung werden konnte.

Am achten Januar reisten Hans-Jasper und Ell nach Berlin zurück. Am zwölften hatten die Unversitätsferien ihr Ende. Ell fand dabei unter einer Unmasse Willensarten auch eine solche des Professors Heeng vor und zugleich ein Telegramm, in dem Christel ihre Rückkunft für den ersten abends ankündigte. Ell ging auf den Bahnhof, um sie abzuholen, und war nicht wenig erstaunt, als gleichgültig mit Christel Herr Martin Arwed aus dem Coupe stieg.

Die Freundinnen lästeten sich, und Arwed sagte lachend: „Ein Weihnachtswunder, Warden, nicht wahr? Ich bin's Meibergens — warum haben Sie mir Ihre Medaillon verheimlicht? Nun dünnt mich manches Dunkle klarer.“ „Eine Krone ist doch kein Glockenschein, lieber Herr Arwed, den man elektrisch leuchten lassen kann! Auch war die Verheimlichung mehr Glücksgülligkeit der Sache gegenüber als böser Wille. Wo kommen Sie her?“ „Aus Emmenthal, meine Gnädigkeit.“ „Herrje! Ja, was haben Sie denn in Emmenthal zu suchen?“

Christel lachte lustig auf. „Nicht wahr? Die Welt ist ein Welt. In Berlin hätte ich Herrn Arwed vielleicht

niemals kennen gelernt: dazu mußte ich erst nach Emmenthal reisen.“

Während Arwed den Gesandten entließ und die Damen zum Droß's ge'elte, erzählte er Ell, was ihn nach Emmenthal geführt hätte. Der alte Herr Bungarz trug sich schon seit längerem mit dem Gedanken, sein Antiquariat aufzulösen. Die Zeiten waren andre geworden. Noch unter seinem Vater hatte die Antiquariatsabteilung oben unter Umhang geholt. „Bungarz in Emmenthal“ galt viel auf dem Büchermarkt. Die Spezialität der Firma waren die Werke der altberühmten belgischen und holländischen Drucker: en, der Veen, Plantin, Elsevier, Blacu, Ke'caer und de Keempt, und es kam bisweilen vor, daß durch M. A. Bungarz Entdeckungen gemacht wurden (wie beispielsweise in dem ersten Bloddußern Coeters), die eine Genialität in der ganzen bibliographischen Welt hervorriefen. Aber seit im Antiquariatswesen neue Strömungen an die Oberfläche traten und die Spekulation in den Snobismus lebhafter anhub: seit vor allem in der Bibliophilie die Neigung für die Druckenmale der ältesten Typographen rückgängig wurde und man sich mehr den Klassikern und Romanikern zuwandte, verlor das kleine Emmenthal an Bedeutung. Die Sammelstücke des Antiquariats waren gewisse Großstücke, vor allem Berlin, Leipzig, München und Frankfurt am Main; da wurden auch die großen Funktionen abgekauft und dort fand sich die Blüte der Bücherfreunde (in das Kaufmännische überlegt: der zahlungsfähigste Teil) zusammen. Es war schmerzlich, ließ sich aber nicht leugnen: das Emmenthaler Antiquariat ging zurück. Nun war der alte Bungarz aber ein viel zu praktischer Mann, seine reich' Erparnisse ell' Erbeschere zu opfern, die nach's einbrachte, und so hatte er sich denn furchend entschlossen, sich für seines Lebens Ende auf seinen kleinen Verlag und das umfangreichere Sortiment zu beschränken und das Antiquariatslager in die zu verkaufen.

Dieser lobende Verkauf hatte Herrn Arwed auf zwei Tage nach Emmenthal geführt. „Biel Gutes darunter“, erzählte er, während er den Mädchen in die Droß'se half, „war seine Erbschaft mehr, aber manches Feine von den Vortypographen Ell' Oberlands und auch ein paar hübsche Cartons und Platin de Wordes. Wissen Sie, was da ist? Es ist nichts; es soll nicht jeder alles wissen. Bieleicht übernehme ich das Lager; aber Papa Bungarz muß billiger sein, Fräulein Christel. Schreiben Sie ihn: Bieleicht gehöre zur Holzbank des Lebens. Fragen Sie auch an, ob Sie mit zum Lager gehören, Fräulein Christel. Das würde den Handel erleichtern. Ich sehe, daß die Bemerkung beinahe einer Unverschämtheit gleichkommt und sieh' mich schließlich zurück. Ad' o, meine Damen!“

Er schloß die Wagentür. Aber in dem Augenblick, da der Gaul zu dem berühmten Tempo der Berliner Droschkentrosse ansetzen wollte, wurde Christel noch einmal lebendig. Sie beugte sich aus dem Fenster und rief: „Galt! — Warten Sie noch einen Augenblick, Fräulein!“

„Was ist denn los?“ fragte Ell. „Galt du etwas vergesen?“

„Nein. Da kommt Arnold!“

In der Tat sah man vom Trottoir her den Ruffen winkeln. Er sprang d'ertig heran, ganz in Be's ge'elt, auch auf dem Kopf eine Pelzhaube, und brückte den Damen die Hand. „Entschuldige de vous voir“, sagte er, „da hat mich meine Ahnung auch doch nicht getrosset! Ich will'ete Ihr Parfüm in der Luft, Fräulein Bungarz; Gientraut, nicht wahr? Glückliche zurück von der Weihnachtsreise?“

Man stauberte ein paar Worte miteinander. Ell sah

Ich darf dabei auf: Sie sah das rote Köpfchen Christi und versetzte ihr Augenlider. Sie ist vernarrt in den süßlichen Schönling, sagte sich Ell, und laut sagte sie hinzu, während die Drochse endlich weiterfuhr: „Ist der Herr Arwed nicht ein netter Mensch?“

„Kann ich nicht finden“, antwortete Christel kurz. „Friedrich.“

„Ein hübscher, das ist schon richtig. Aber seine sogenannte Freundschaft ist eigentlich mehr die des Berlin: ein Gemisch von dem, was man schnoddrig zu nennen pflegt, und großer Unberücksichtigung, beides verbunden mit einer anerkanntenswerten Dosis von Mutterlich und pfiffigem Draufgängerum. Bei diesem Doktor Arweide hingegen —“

„Mein ein Doktor ist gut, aber!“

„Ich sage so, weil er doch näher steht als mir. Bei Arweide hingegen ist die Freundschaft viel aggressiver; sie verdrängt sich nur hin, er seiner sonderlichen Aufmachung und hinter seinem Geneser; seiner Mißgunst; und seinen Fähigkeiten — hinter der ganzen Fassade, mit der er seine Schatzkästchen und leicht verlebte Dummheiten zu zeigen versucht.“

„Ich danke dir sehr“, entgegnete Christel, indem sie sich bemühte, einen schmeichelnden Blick in ihre Stimme zu legen (was ihr durchaus nicht gelang), „dass du mir noch längerer Abwesenheit so freundlich begrüßt die Worte sagst.“

„O bitte“, entgegnete Ell, so liebt ich gern gesprochen. Abermals das mit der freien Ehe Arweides, was Hans-Jäger anbeutete, das hat auch seine Richtigkeit.“

„Ich weiß es“, antwortete Christel, und fragte sie in einem Ton, der tragisch klingen sollte: „Der Mann ist tief unglücklich. Er lebt für sich.“

„Ich halte ihn mehr für einen gefährlichen Narren“, gab Ell zurück.

Christel schwebte ein Weilschen. Sie handte an das eisenerne Fenster der Drochse und trug es mit ihrem Handbuch ein Stückchen frei. Das währte ein paar Minuten. Sie schien noch auf weitere Bemerkungen Ells zu warten. Aber Ell lag ruhig neben ihr und suchte in ihrem Portemonnaie das Portegeld für den Wagen zu wägen.

Da sagte Christel denn in energischem Tone: „Ich will mich nicht wieder mit dir zerren, Ell. Ich habe genug von damals. Wohl aber möchte ich dich bitten, ein wenig Rücksichtsvoller gegen mich zu sein. Es fällt mir auch nicht ein, über Belästigungen, die dir lieb sind, abschließliche Redensarten zu machen. Ich beurteile Arweide anders als du; du wünschst mich verbinden, wenn du davon Nützliches nehmen willst.“

„Schön, Christelchen“, entgegnete Ell, „ich nehme davon Notiz. Aber ein letztes Wort über ihn, wirst du dir doch noch gefallen lassen müssen: ich warne dich vor dem Mann. Ich nenne ihn einen gefährlichen Narren. Der Mann geht auf die Mädchen, die er liebt, um sich in Positur zu setzen; das ist gefährlich auf dich.“

Der Wagen hielt. „Steige aus, Christel“, sagte Ell. „Da steht schon die Gulla am Fenster und winkt dir zu.“

14. Liebe schwärmt auf allen Wegen.

Die nächste Zeit war eine ziemlich bewegte für die beiden Freundinnen. Die Gesellschaften setzten sich mit großer Lebhaftigkeit ein. Auch dem Wenzelzeitlich bei der Wahlskornee konnte man sich unmöglich entziehen, wenn man „auf der Höhe“ bleiben wollte. Wenzel wurde nicht nur bei Hofe, sondern auf allen größeren Ballstellen gelanzt; es sei „trotz“ hatte Theda Keiter geäußert, die den Klang des Parle's mit großer Vollkommenheit betriebe. Abermals amüsierte auch Ell sich sehr in dem Wenzeltänzen. Weniger aber die amüsierte Bäckerin und die männlichen Gäste der Ballsaal (am wenigsten aber den schönen Kopf der Keiter, der ihr mit ungemindertem Ausbruch den Hof machte) als über die kreisende Person war und Ell sofort in ihr Herz geschossen hatte. Die Wahlskornee erinnerte an die alte Constance, die Begleitende der Bekle Krugs in Daudel's Roman „Der Nobob“; wie die Constance die Daudel, so war auch sie die Dame, die die erste Primaballerina gewesen, und Kitzchen und Grauen hatten zu dem

Platz des schönen Mädchens geleitet, und ein rauschender Goldstrom war durch ihre Finger geflossen. Aber dann kam das Alter; die Parade der Prägeln und Grauen hatte ein Ende genommen und von dem rauschenden Goldstrom war wenig übrig geblieben. Nur die Damibar's blieb. Man erinerte sich bei Hofe, daß der hübschste König der ersten Kornee immer ein besonderes Interesse entgegengebracht hatte und erinnerte sie mit feinem Gehalt zur „Hofmusikantin“. In dieser Charge hatte sie nichts weiter zu tun, als die Gesänge und Reigenstücke, die bei Hofe besonders beliebt sind, einzustudieren: was immerhin zuweilen mit Schwierigkeiten verbunden war, da es auch Kammerherren mit wunderhübschen Namen gab, die der choreographischen Kunst nur ein mangelhaftes Auffassungsgedächtnis entgegenbrachten, das die Tänze nicht auswärts zu setzen vermag. Aber die hübsche Würde strahlte auch weiter, und es dauerte nicht lange, so war die Wahlskornee die Tagesbeste in der oberen Zeitnahme von Berlin. Und sie war großzügig, genau, nicht nur die Welsche zu bezeugen: sie übte auch der Finanz das „Münzrecht der Königin“ ein und dirigierte die platonische Tanzweise bei der „Quartette der Margarete von Navarra“ genau so im Taft wie die Beine mit Hüten. Sie war bald der unentbehrliche Begleiter der Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Als Arrestant bei der roten Armee im Vogtland.

Von
Fred Friederich.

Fred Friederich der Torenkist, der wegen einer Unvorsichtigkeit im unglücklichen Krieg mit Hölzern von der Front nach Hause gekommen war, lebte in einer friedlichen Stille, die er so gerne liebte. Aber das Glück war nicht von Dauer. Die Fremden kamen nach ihm und suchten nach ihm. Er wurde verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Dort verbrachte er seine Tage, bis er endlich freigelassen wurde. Er kehrte nach Hause zurück und suchte sich wieder zu erholen. Aber die Fremden kamen wieder und suchten nach ihm. Er wurde wieder verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Dort verbrachte er seine Tage, bis er endlich freigelassen wurde. Er kehrte nach Hause zurück und suchte sich wieder zu erholen. Aber die Fremden kamen wieder und suchten nach ihm. Er wurde wieder verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Dort verbrachte er seine Tage, bis er endlich freigelassen wurde. Er kehrte nach Hause zurück und suchte sich wieder zu erholen.

Kollegen. Nach und nach kamen noch mehr Häftlinge, die man aus den Plauen passierenden Zügen herausgeholt hatte, darunter waren 3 Reichswehrjubilanten, die vom Urlaub kamen und nun wieder zu ihrer Truppe zurückehren wollten. Beim Durchfahren ihrer Wäpeler endeten die Rotgardisten Anführer von früheren Auftrugsgebeilen mit Aufschreien wie: Straße frei, hier wird geschossen! usw. Man kann sich denken, wie diese Enttäugungen die Rotgardisten reizten. Dann kamen mehrere Soldaten von der Hamburg-Elberfeldwehr, die, wie sie angaben, einen Beselmsleitertransport nach Regensburg geleitet hatten. Für die Leute der Wache waren sie aber auch nur Blutbunde, die auf Paule und Mutter lächelten. Hölz kam bis Mittag nicht. Er hatte für den Nachmittag 4 Versammlungen angezettelt, und da gerade sein Auto vor der Tür hielt, fuhr der Chauffeur nicht in den Prater, wo ich ihn zu treffen hoffte. Hier war der Saal aber herartig überfüllt, das en Durcheinander unmaßig war, daß ich mich nicht in die Räume zurück. Gegen Abend fuhr ein Postauto mit den Verhafteten und einigen Neuzugeworbenen nach Regensburg. Ich beschloß mitzuführen. Weil ich in der Kaserne nicht mehr auf eine Unternehmung mit Hölz rechnen konnte. Mit rauber Gewandtheit ging es durch die herrliche Landschaft. Es pflüchte ein mächtiger Strohregen und Angstrub, das saßere Postauto lag im Graben. Es war indes noch glücklicherweise abgegangen. Es gab nur einige Lederverteiler. Nur ein einziger Kutschknecht, der erst aus Müchingen angekommen war, um bei Hölz' roter Armeedienst zu tun, lag bewußlos da und schien innere Verletzungen zu haben. Von Plauen und Falkenstein wurde von einem nahen Golpho aus Hilfe herbeigeholt. Ein weiteres Personensauto, der Eisenbahn sollte uns bei Entsetzen der Dunkelheit ab, und es war bereits 10 Uhr, als wir in Schloß Falkenstein, dem Sitz des Vollzugsausschusses, angelangt. Die gefangenen Soldaten wurden mit großer Freude von den Rotgardisten empfangen und mit Eriden und Früchten sehr herzlich begrüßt. Mein Leipziger Kollege hatte sich mit mir abgelebt, und es ging er der Wiederhandlungen. Endlich erließ Hölz, um sich die Gefangenen „Kostkiden“ anzuschauen. Auch er schlug während Entsetzen davon ins Gesicht und drohte, sie zu erschlagen. Ich fuhr ihn durch einen seiner Vertrauten um eine Unterredung bitten, wurde aber statt dieser meist verhasst. Und das kam so: Sein Vertrauter trat an ihn heran und fragte zunächst, was mit dem Rebellenteil geschehen solle. „Einverstanden“, sagte er, „es ist einverstanden“, erwiderte Hölz. Das gab dem Leipziger Kollegen. Nun sagte aber sein Vertrauter zu ihm: „Es sind zwei Bekannte hier.“ „Zwei?“ fragte Hölz ärgert und nur trat ich an ihn heran, um ihn persönlich über meine Meinung äußern zu lassen. Hölz ließ mich gar nicht zu Worte kommen; als ich erklärte, daß ich Sozialist sei, schreie er mich an: „Na, ihr seid gerade die Mächtigen“, drohte sich um und verhöhnte. Hölz machte mir an die, ein Abend den Eindruck eines Menschen, dem die Situation über den Kopf gewachsen ist und der nun nicht mehr weiß, was er macht. Gerade an jenem Morgen war ein ewigwährender politischer Geangere aus Bayern angekommen mit der Nachricht, daß bei Hof eine ganze Armee Reichswehrjubilanten warte, die sich anschickte, auf Plauen zu marschieren. „Odermal, was es so na e b d a e d auf Schloß Falkenstein eine Schenkung, die geschehen, die Gefangenen voransetzen ließ. Der Leipziger Kollege und ich wurden nun in Arrest abgeführt, wo wir bereits 2 frühere Offiziere in Zivil trafen, die von Hölz schon 8 Tage in Haft gehalten wurden. Raum hatten wir uns auf die Straße ausgedrückt, als das Ungemächle ausbrach. In der Nähe türten Fenster schließen. Die Schreie und Rufe erweckten Besten Klagen durch die Nacht. Es war wie der Ausbruch des Gerichts in einer dem Untergang geweihten Stadt. Vor uns ein Fenster wurden Gewehre geschlagen, herausgehagene Gesichter waren fliegen auf den Hof, dahinter ertönen die Rufe: „Feuer! Feuer! Feuer!“ und nach einigen Sekunden beleuchtete hellroter Feuerregen unter Ausschloß. Was stand uns Leidor? Wie, wenn man zum Schluß eine Handgranate zu uns heranschleudert? Das waren unsere ängstlichen Fragen. Da drehte sich der Schloßherr im Schloß, er war der wachhabenden Rotgardisten trat herein und wandte sich zu uns: „Einer von Ihnen wissen kann mal mitkommen.“ Gemeinlichler

sehl. Sollen wir nun einzeln erledigt werden? Aber so weit war es wohl noch nicht. Mein Leipziger Kollege kam mit dem Bescheid wieder, daß ihn der beizuführende Posten nur gefolgt habe, er wolle uns nicht verlassen. Jedenfalls hatte die Verlieferung ein Kringel auszuweisen sollen. Es folgten lange Minuten. Immer heller wurde der Feuerregen. Das Kitzchen des Brandherdes kam immer näher. Da mich fragten die Explosionen der noch in den Gemächern vordringenden gemessenen Munition. „Du bleib!“ — „Mitkommen!“ riefen nun einige Rotgardisten zu uns her, und wir folgten in langer Erwartung. Sollte es jetzt an die Mauer gehen? Vorläufig wurden wir ins Schloß geführt. Auf dem Wege dahin ließ ich uns von allen Enden der Feuerregen angegriffen und Witen entgegen. Im Schloß later wir den Gemächern Flucht, die rechte Hand von Holz. Wir hätten ihn, sich doch bei seinem Herrn und Meister für uns zu verwenden, und versuchten ihm klar zu machen, daß für diesen doch weiter keine Veranlassung vorliege, uns we' er zu hül an. Doch da kam schon wieder eine Erbsaung, mit dem Auftrag, auch uns zu den verhafteten „Kostkiden“ zu setzen. Wir wurden nun in ein Zimmer des linken Schloßflügels geführt, wo alle Gefangenen beheimaten waren. Der nebenan wohnde Kuchler des Schlosses erhielt den Auftrag, für uns Stroh herbeizuschaffen, und wir streuten uns hin, um wenn möglich einige Stunden zu schlafen. Hier voran aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Rede sein; denn von der Straße her erklang das Getöse der angelarteten Automobile und die Kommandos der einzelnen Schwermaschinen. Alles schien zum Aufbruch bereit. Ein Mann aus der Freischöpfung des Vollzugsausschusses kam herauf und handigte uns mehrere Pakete des höchstes Flugschiffes ein, mit dem Bemerkte: „Für Aufklärung der noch schlafenden Geister im Reich.“ Wir schliefen hierauf auf einer Freischöpfung noch vor dem Wärdern.

Aber eitel Hoffen. Quers wurden die „Kostkiden“ abgeführt. Die beiden früheren Offiziere und zuletzt wir von der Freise. Noch einmal trafen wir vor dem Gemächern im Schloß, der mit Feldherrengele anordnete, daß wir mitmarschieren sollten. Das war nun nicht sehr verlockend, aber was sollten wir machen? Mit Hölz war überhaupt kein vernünftiges Wort zu reden. Wir mußten uns den abrückenden 500 Rotgardisten anschließen, selbstverständlich unter strenger Beobachtung. Als wir an einer Erhöhung angelangt noch einmal zurückblickten, leuchtete Falkenstein lichterloh brennend, saharun wie dem Tal hervor, als ein Wahrsagereiner zu Tod gehenden Freiheit. Wiltsohen waren gerichtet, ohne daß sie den Armen zugute kamen. Nun ging es bergauf, bergab und wir kästeten, wofern? Es war nach Mitternacht. Gegen 4 Uhr gerieten wir an dem wendenden Berg, daß wir die Richtung gegen Osten nehmen, und ich bemerkte, daß es der neuen böhmischen Grenze zuging. In jeder Richtung, die wir parierten, schoben Rotgardisten Schüsse Flugschiffen, auf dem ein neues Quantum geduckt war, unter die Hand. Endlich 9 Uhr morgens erreichten wir Kitzingenhof. Hier fanden viele Autos, ein Reigen, daß der Diktator im Orte war. Wir mußten unter Beobachtung derselben treten und setzten uns vor ein Schloßfenster. Da kam Hölz. Der Leipziger Kollege schickte einen Rotgardisten zu ihm mit der Bitte um eine Unterredung. Und wirklich, er kam auch. Wozu uns aber mit einem Bild, in dem die ganze Verblissenheit eines die ganze Welt hässenden Menschen lag. Mein Kollege machte ihn darauf aufmerksam, daß es bei der für ihn und seine Gade sei, wenn er uns Herren von der Freise gegenüber Wozu bleibe, und ich sagte hinzu, daß er wie gegenüber, als politisch Vorkommenden, doch erst recht keine Veranlassung habe, mich in Haft zu behalten. Mit gemessenem Blick blickte er an uns einem tiefen Traum erwachend zu uns auf und mit der Seite eines Feldherren erkläre er uns mit den Worten: „Behalten Sie!“ und liebre uns den Rücken. Das ließen wir uns natürlich nicht zweimal sagen. Schon eine halbe Stunde später lagen wir im Hotel „Der Post“ bei einem entzündlichen Mittagessen und trafen dann der Wagen nach dem Ort und da mit der Bahn nach Plauen.

Nun noch ein Wort über die roten Garden. Ich kann Ihnen Bericht in folgenden Worten zusammenfassen: Was, wenn sie losgelassen, und wache, wache dem Volk, das von keiner zurechtgerichtetem Beschickung sein Zeit eckhaft! Man muß die roten, die nur an Festtagen Grabschmücken gehalten werden haben! — Man muß es gebildet haben, wie sie sich hütten machen über jene Gattin und Mutter die

